

Editorial

Die Beiträge in diesem Heft dokumentieren, mit welchen Fragen und Themen sich die dem Personenzentrierten Ansatz verpflichteten Fachleute für Psychotherapie und Beratung derzeit auseinandersetzen. Ganz besonders freuen wir uns darüber, dass fast alle Beiträge dieses Heftes von Frauen verfasst wurden. Die Autorinnen setzen sich mit der Vielschichtigkeit der Begriffe im Personenzentrierten Ansatz (PZA) auseinander, machen scheinbar Selbstverständliches explizit, stoßen dabei auf Vorannahmen, Bilder, Ungereimtes, auf „Stolpersteine“. Sie überbrücken die Spanne zwischen Konzepten, die auf hohem Abstraktionsniveau angesiedelt sind, – dem Organismus, der Empathie, der Ethik –, und dem konkret-spezifischen, singulären Handeln im Alltag, so etwa im Fallbeispiel von Schreder zur Begegnung als Zusammentreffen von Fremdem und Eigenem, in den Fallvignetten von Katsivellaris oder in der Beschreibung von Einführungsseminaren zum Thema Ethik im Beitrag von Brossi. „Hier ist Genauigkeit gefragt, und wohl auch noch Diskussion, Reflexion und vor allem begriffliche Weiterentwicklung“, schreibt Wunderlich in ihrem Beitrag. Die Beiträge vermitteln zahlreiche Brücken zwischen Theorie und Praxis und können durchwegs als personenzentrierte Theorieentwicklung im besten Sinne bezeichnet werden.

Im Zentrum des letzten Heftes standen das interdisziplinäre Erkenntnismodell der Systemtheorien und ihr Erkenntnisgewinn für den PZA. Eine erhellende Fortführung dieser Thematik präsentiert Karin Wunderlich in ihren Überlegungen zum mehrdeutigen Begriff Organismus, einem zentralen Begriff im Denken von Rogers. Wunderlich verweist zunächst auf die Mehrdeutigkeit dieses Konzepts, das Rogers aus angrenzenden Wissenschaftsgebieten übernommen hatte. Mit begrifflicher und gedanklicher Klarheit widmet sie sich den schillernden Facetten dieses Begriffs und zeigt Wege zu einem handlungsrelevanten Verständnis von Organismus auf. Was ist unter organismischer Erfahrung zu verstehen und wie ist ihr Verhältnis zur organismischen Bewertung? In welchem Verhältnis stehen Organismus und Selbst zueinander? Was sagt die Neurobiologie zu Rogers' Befunden, dass der menschliche Organismus, um sich zu entfalten und erhalten, auf die Einbettung in zwischenmenschliche Beziehungen angewiesen ist? Konsequenzen aus den Betrachtungen zum Organismus – so führt die Autorin zum Schluss aus – ergeben sich für die psychotherapeutische Praxis, für die Ethik und nicht zuletzt für die (Gesundheits- und Umwelt-) Politik.

„Selbtheit gibt es nur in Relation zur Andersheit“, schreibt Wunderlich. Wir wissen, dass die Person sich selbst unter dem Blick (regard') des Anderen konstituiert, sofern der ihn nicht zum Objekt

macht. Von dieser Überlegung geht Gabriela Schreder aus. Wenn wir Fremdheit gegenüber den Erfahrungen anderer empfinden und mit dem Verständnis für und von anderen an Grenzen stoßen, besteht die Chance einer Begegnung, in der sich zwischen Beteiligten wechselseitig eine Bereicherung, ein Mehr und Anderes entfaltet. Die Autorin sieht in der Erfahrung von Ähnlichem und Verschiedenem das vorantreibende Moment in der Beziehung unter Menschen und in der Psychotherapie. Diese Erfahrung setzt voraus, dass wir offen sind, uns auf die Angst einlassen, das Fremde in den Anderen und in uns selbst aushalten und Fremdes nicht abwehren durch Kategorisierung und Pathologisierung. Schreder erörtert ausführlich die entwicklungspsychologische Bedeutung der Erfahrung von Vertrautem und Fremdem und erläutert allgemein und in einer Fallstudie, wie sich dieses Verständnis in der psychotherapeutischen Praxis darstellt und auswirkt.

Das Thema des Fremden im Vertrauten provoziert einen neuen, differenzierenden Blick auf das Konzept der Empathie im PZA. Schreder betont die Differenz in der Erfahrung von Gegenseitigkeit, von Bezogenheit und weist auf die ethischen Konsequenzen dieser Akzentuierung hin: Alterität als Herausforderung. Implizit belegt die Autorin eine Übereinstimmung der Beziehungstheorie des PZA mit aktuellem philosophischem Denken, etwa mit dem Ringen Foucaults nach radikaler Singularität oder den Thesen Levinas' – dem ‚Denker des Anderen' – zur Ethik. Die Objektivierung, Verallgemeinerung, Neutralisierung einer Beziehung führt nach Levinas zwangsläufig zu ‚Gleich-gültigkeit' (in-difference); die Begegnung ‚von Angesicht zu Angesicht' mit der Andersheit macht wach für die ‚Nicht-Gleich-Gültigkeit' (non-in-difference), für die ethische Antwort. Diese These ist kompatibel mit Rogers' ‚unconditional positive regard' als Beziehungsprozess. Für den Begegnungsphilosophen Levinas ist das Ethische der Anruf des Anderen, wir stehen in der Verantwortung, der Alterität zu antworten.

Zur Ethik im psychotherapeutischen Alltag steuert Rosina Brossi in ihrem Beitrag ‚Fragmente' bei. So selbstverständlich inzwischen die Ethik für die psychotherapeutische Praxis erachtet wird, so wenig ist es mit einer schlichten Bejahung der Wichtigkeit von Ethik in unserem professionellen Handeln getan. Es geht der Autorin allerdings nicht um eine Begründung einer Kontroll- und Disziplinierungspraxis, sondern um die Suche nach Fairness, nach einer verantwortlichen, persönlichen, im Sinne Levinas' ‚an-archischen“, d. h. herrschaftsfreien Ethik. Brossi bearbeitet in diesem Rundgang durch philosophische, entwicklungspsychologische und

soziale (Begriffs-) Räume Gedankenstränge, die der Verknüpfung von allgemeinen Handlungsgrundsätzen, ethischen Richtlinien und der subjektiven, nicht delegierbaren Verantwortlichkeit nachspüren, und berichtet anhand ihrer Erfahrung als Ausbilderin in der Schweiz, wie in der Weiterbildung zur Psychotherapeutin die Sensibilisierung für die ethische Dimension und für den Umgang mit ethischen Dilemmata gefördert werden kann. Sie schildert auch ihre permanente Verunsicherung bei der Auseinandersetzung mit dem Thema. Das ist – aus der Perspektive von Levinas' Ethik – nicht verwunderlich: „Das Ethische ist (...) nie ungefährdet, und seine größte Gefährdung ist die, sich seiner sicher zu sein“ (Stegmaier, 2009, S. 92)¹.

Um Störungswissen im Dienst therapeutischer Empathie ging es Ute Binder im hier postum publizierten Salzburger Vortrag aus dem Jahr 2004. Wie können Psychotherapeuten und Psychotherapeutinnen dem Anliegen von Patienten, in ihren gestörten oder schwer zugänglichen Bereichen verstanden zu werden, gerecht werden, ohne der Begegnung ihre Einmaligkeit und den Charakter eines kooperativen Prozesses zu nehmen? Prozessuale Diagnosen können als vertraute Hypothesen den Psychotherapeuten vor destruktiven Erwartungen schützen und seine Intuition verbessern. Die Aktualität des Themas veranlasste die Redaktion, diesen von tiefreichenden Erfahrungen geprägten Text in Zusammenarbeit mit Johannes Binder und Wolfgang Keil zu bearbeiten und zu veröffentlichen. Ute Binder bringt uns den Begriff der „Beziehungslust“ nahe, eine den Beziehungsprozessen inhärente Freude an intersubjektiven Austauschprozessen. Sie hat sie im Beruflichen und Persönlichen gelebt.

Mit seinem Buch „The Age of Empathy“ hat Frans de Waal² rege Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit gefunden. Er weist nach, dass Primaten und andere Säugetiere innerhalb ihrer Art Verbundenheit herstellen und ihr in ‚gezielten Hilfestellungen‘ Ausdruck verleihen, die zum Gedeihen und Überleben der Art sinnvoll sind. Diese biologisch begründete Empathie setzt voraus, dass das Individuum sich von anderen Individuen abzugrenzen vermag (minimaler Grad von Selbstwahrnehmung) sowie zu emotionaler Erregung und zur Perspektivenübernahme fähig ist. Ist damit das Zeitalter der Empathie angebrochen und besteht zu diesem Konzept Klarheit und Konsens? Eva-Maria Biermann-Ratjen präzisiert in ihrem Beitrag „Empathie heute“ diesen für den PZA zentralen Begriff im Licht neuerer Forschung. Sie prüft – nach einem Abriss zur Geschichte des Empathiebegriffs im PZA – Beiträge aus verschiedenen Blickwinkeln zu einem differenzierteren Verständnis von Empathie. Forschungsergebnisse aus der Entwicklungspsychologie, der Psychotherapieforschung, der Neurobiologie und den eigenen Studien im Ansatz zur Beziehungsqualität untermauern die Bedeutung der von Rogers definierten Empathie.

Empathie und Kongruenz der Mutter ist auch für die Entwicklung der sexuellen Identität von Kindern von Bedeutung, das belegt Margaret Katsivelaris. In ihrem Beitrag widmet sie sich einem im PZA eher vernachlässigten Thema. Sie definiert Sexualität unter drei Aspekten: als sich entfaltendes Potenzial des Organismus, als körperliches Erleben mit Bedeutungszuschreibung und als Erlebensform und Ausdrucksmöglichkeit von kontextabhängiger Begrenzung. Katsivelaris nennt als Bedingung für die Entfaltung der Sexualität die Schaffung eines „adäquaten erogenen Milieus“, und sie weist auf die Missbrauchsgefährdung hin.

Jochen Eckert und Eva-Maria Biermann-Ratjen antworten mit ihrem Beitrag auf die Frage, ob sich die Gesprächspsychotherapie mit Begriffen der Interventionstechnik beschreiben lasse. Ein Ausschuss der Gesundheitsbehörde in der Bundesrepublik Deutschland hat die GPT als „aus drei Interventionselementen zusammengesetzte Interventionstechnik“ bezeichnet und ihr die sozialrechtliche Anerkennung versagt. Dieser Vorgang illustriert, was Foucault in seinen Ausführungen zum Diskurs beschrieb: Jeder Diskurs (somit auch der wissenschaftliche Diskurs zur Psychotherapie) folgt nicht reiner Rationalität und auch nicht einer absoluten Idee, sondern lässt bestimmte Vorstellungen als wahr gelten (die „Wahrheit“) und grenzt andere als falsch aus. Diese Vorstellungen haben bestimmte – historisch gewordene – Machtstrukturen und Interessen zur Grundlage („Dispositive“), und sie erzeugen und erhalten ihrerseits Machtstrukturen. Die Autorin und der Autor akzeptieren die Ausgrenzung nicht und lassen sich auch nicht zum Schweigen bringen, sie schalten sich in den Diskurs ein und stellen sich einer interdisziplinären, d. h. das Begriffssystem des PZA überschreitenden wissenschaftlichen Auseinandersetzung. Sie rufen zunächst in Erinnerung, dass die von Rogers formulierten Begriffe die therapeutische Beziehung auf unterscheidbaren Abstraktionsebenen erfassen. Nimmt man diese Perspektive ein, lassen sich im klientenzentrierten Therapeutenverhalten sehr wohl definierbare Interventionsregeln, Interventionsprinzipien und Interventionstechniken erkennen. Eckert und Biermann-Ratjen klären das Verhältnis zwischen diesen Begriffen, also zum Beispiel zwischen dem Therapieprinzip ‚Empathisches Zuhören‘ und den differenzierten konkreten Therapeutenantworten, und zeigen damit auf, wie vielfältig die Möglichkeiten im PZA sind, „das therapeutische Verhalten den Patienten und der jeweiligen Situation im Therapieprozess entsprechend differenziert auszurichten.“ Sie belegen, dass der PZA Regeln der methodischen Strenge und logischen Disziplin folgt, und setzen sich so mit wissenschaftlichen Argumenten zur Wehr gegen die politisch motivierte Ausgrenzung durch einen derzeit nicht eben humanistisch geprägten Diskurs zur Psychotherapie.

Die nächste Ausgabe von PERSON ist ein Schwerpunktheft, es widmet sich dem historischen Hintergrund des Personenzentrierten Ansatzes.

1 Stegmaier, W. (2009). Emmanuel Levinas zur Einführung. Hamburg: Junius.

2 de Waal, F. (2011). Das Prinzip Empathie. München: Hanser.